

Die Reserve der Freiheit

Wenn wir über Rente sprechen, beginnen wir meistens mit Zahlen. Mit Beitragssätzen, Rentenniveaus, Lebensarbeitszeiten. Schon nach wenigen Minuten steht irgendwo der Dachdecker auf dem heißen Dach, dem niemand zumuten möchte, dort mit siebzig noch herumzuturnen. Kurz darauf melden sich Pflegekräfte, Straßenbauer, Erzieherinnen und Menschen, die seit Jahrzehnten am Schreibtisch sitzen. Schließlich kommen die Akademiker an die Reihe, denen vorgehalten wird, sie hätten erst spät angefangen zu arbeiten.

Und irgendwann geht es gar nicht mehr um die Rente. Es geht darum, wer wirklich gearbeitet hat und wessen Lebensleistung mehr zählt.

Vielleicht sollten wir ein paar Schritte zurückgehen.

Mein Schwiegervater wurde 93 Jahre alt. Er war länger Pensionär, als viele Menschen seiner Generation bei Beginn ihres Berufslebens überhaupt für möglich gehalten hätten. Wer damals anfang zu arbeiten, konnte sein Alter nicht auf der Grundlage einer belastbaren Vorstellung davon planen, wie dieses Alter einmal aussehen würde.

Das ist heute nicht grundsätzlich anders.

Auch wir haben vor vielen Jahren auf unser Alter hin gespart. Nicht, weil wir wussten, was wir im Jahr 2020 benötigen würden. Vielleicht würden die Kinder länger Unterstützung brauchen.

Vielleicht würde am Haus etwas Größeres zu machen sein. Vielleicht würden gesundheitliche Ausgaben entstehen, für die niemand sonst aufkäme.

Wir sparten also nicht für etwas Bestimmtes.

Wir sparten für die Unbestimmtheit.

Dann kam 2020. Es gab Förderprogramme für Heizung, Solarthermie und Dämmung. Mit ihrer Hilfe konnten wir mehr machen als ursprünglich gedacht: ein bodengleiches Bad, eine seniorengerechte Wohnung im Souterrain. Heute kann ich dort meine Eltern pflegen.

Das war Glück. Es war auch ein Privileg. Andere Menschen gehen mindestens so aufmerksam und verantwortungsbewusst durch ihr Leben und besitzen trotzdem deutlich weniger Spielraum.

Aber gerade deshalb interessiert mich dieser Spielraum.

Ich möchte ihn Reserve nennen.

Reserve klingt zunächst nach Überfluss. Nach Geld, das übrig ist. Vielleicht sogar nach Luxus.

Das trifft es nicht.

Eine Reserve ist etwas, das gerade dadurch wirkt, dass es noch nicht verbraucht wurde. Sie liegt zwischen einem Ereignis und der Notlage.

Eine Waschmaschine geht kaputt. Eine Treppe wird plötzlich zum Hindernis. Jemand braucht häufiger ein Taxi. Eine Wohnung muss umgebaut werden. Eine Krankheit macht eine Anschaffung notwendig, die gestern noch niemand vorhersehen konnte.

Wer eine Reserve besitzt, kann handeln, bevor aus einem Problem eine Krise wird.

Deshalb ist Reserve auch volkswirtschaftlich nicht einfach Luxus. Ein System ohne Puffer kann auf dem Papier besonders effizient aussehen. In der Wirklichkeit wird es störanfällig. Eine rechtzeitig angepasste Wohnung kann Selbständigkeit erhalten. Ein geeignetes Bad kann Pflege erleichtern. Handlungsspielräume können Folgekosten verhindern.

Reserve ist gespeicherte Handlungsfähigkeit.

Vielleicht sollten wir deshalb auch vorsichtiger mit dem Begriff „Lebensstandard“ umgehen.

Wenn wir sagen, die Rente solle den Lebensstandard sichern, kann das bedeuten, dass ein Mensch auch im Alter selbständig wohnen, Kontakte pflegen, am gesellschaftlichen Leben teilnehmen und auf Veränderungen reagieren kann.

Es kann aber auch heißen: Was ich mir mit fünfundfünfzig regelmäßig leisten konnte, steht mir mit fünfundsiebzig weiterhin zu.

Das ist nicht dasselbe.

Ich gönne jedem seine Kreuzfahrt. Aber aus einer jährlich wiederholten Kreuzfahrt entsteht noch kein gesellschaftlicher Anspruch auf Kreuzfahrtsicherung.

Vielleicht brauchen wir eine andere Unterscheidung:

Grundsicherung, Reserve und Luxus.

Die Grundsicherung schützt vor Not.

Die Reserve erhält Handlungsfähigkeit.

Luxus ermöglicht Wünsche, deren Nichterfüllung unsere Freiheit nicht grundsätzlich zerstört.

Luxus ist nichts Verwerfliches. Aber er ist etwas anderes als Reserve.

Vielleicht haben wir diese Unterscheidung ein wenig verlernt. Meine Generation hat den Jüngeren eine Welt vorgeführt, in der ein gutes Leben sehr leicht mit Konsum verwechselt werden konnte. Den Kindern sollte es einmal besser gehen. Und „besser“ ließ sich sichtbar machen: Haus, Auto, Urlaub, Reisen, immer neue Möglichkeiten.

Ich werfe den Jungen nicht vor, diese Erzählung übernommen zu haben. Im Gegenteil. Gerade unter jungen Menschen beobachte ich vorsichtige Gegenbewegungen. Manche legen das Smartphone gezielter zur Seite als ihre Eltern. Sie suchen die Natur. Sie fragen nach Lebensformen, nach Verbindlichkeit, nach geistiger Bildung. Manche suchen sogar wieder nach Religion, ohne deshalb gleich ein fertiges kirchliches Paket übernehmen zu wollen.

Ich sehe darin manchmal zarte neue Triebe von Verwurzelung.

Vielleicht sind auch das Reserven.

Neben der materiellen Reserve gibt es eine soziale: Menschen, auf die ich mich beziehen kann.

Und es gibt eine innere Reserve: Bildung, Glauben, Zweifel, Fähigkeiten, Interessen, Gewohnheiten, aus denen ich leben kann, wenn der Beruf nicht mehr bestimmt, wer ich bin.

Ein gutes Alter lässt sich nicht allein finanzieren.

Aber wer bei jeder unerwarteten Ausgabe zum Bittsteller werden muss, verliert etwas von seiner Selbständigkeit.

Damit komme ich zu einem Begriff zurück, der ganz am Anfang unseres Grundgesetzes steht: Würde.

Menschenwürde begegnet uns in politischen Diskussionen oft erst an den äußersten Grenzen. Wenn Menschen gefoltert, eingesperrt, erniedrigt oder erschossen werden, wissen wir plötzlich genau, dass ihre Würde verletzt wird.

Aber Würde muss sich auch an einem gewöhnlichen Dienstagvormittag bewähren.

In Würde leben zu können, jede Stunde, jeden Tag und in jedem Lebensalter, scheint mir ein anspruchsvolleres politisches Ziel zu sein als die bloße Verhinderung der äußersten Erniedrigung.

Würde bedeutet dabei nicht, von niemandem abhängig zu sein. Menschen sind voneinander abhängig. Wir brauchen Hilfe, Pflege, Gemeinschaft.

Aber es macht einen Unterschied, wie diese Abhängigkeit gestaltet ist.

Ich darf Hilfe benötigen, ohne deshalb meine Stimme zu verlieren.

Ich darf alt werden, ohne vollständig zum Objekt fremder Entscheidungen zu werden.

Vielleicht liegt genau darin die politische Bedeutung der Reserve. Sie schafft einen kleinen Zwischenraum zwischen dem Satz:

Etwas geschieht mir.

und dem Satz:

Nun bestimmen andere, was mit mir geschieht.

Eine gute Alterssicherung müsste deshalb vielleicht gar keinen bestimmten Lebensstandard garantieren.

Sie müsste Lebensgestaltungsspielraum erhalten.

Und vielleicht ist dieser Gedanke größer als die Rentenfrage.

Vielleicht brauchen nicht nur alte Menschen Reserven. Vielleicht brauchen ganze Gesellschaften sie: materielle, soziale, geistige. Räume, in denen nicht alles schon verbraucht, entschieden und festgelegt ist. Beziehungen, die tragen. Traditionen, aus denen Fragen wiederkehren können. Möglichkeiten, auf etwas Neues zu antworten, ohne schon zu wissen, wie es ausgehen wird.

Vielleicht beginnt politische Kultur genau dort:

nicht mit der fertigen Lösung,

sondern mit der Sorge dafür, dass noch etwas wachsen kann.